Beiträge

zur

Geschichte der mittelenglischen Lyrik.

I.

Inaugural-Dissertation

behufs

Erlangung der Doktorwürde

bei der

hohen philosophischen Fakultät der Universität Breslau

eingereicht und mit den
beigefügten Thesen öffentlich verteidigt
am
Freitag, den 12. Oktober 1883, vormittags 11 Uhr

von

Julius Aust
aus Breslau.

Opponenten:

Hugo Hænisch, Drd. phil.
Emil Wende, cand. phil.

Braunschweig.
Druck von George Westermann.
1883.

Seinem hochverehrten Lehrer

Herrn Professor Dr. Eugen Kölbing

in Hochachtung und Dankbarkeit

gewidmet

vom

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543115_0160

Böddekers Ausgabe der lyrischen Gedichte des Ms. Harl. 2253 hat trotz vielfacher Mängel das unbestreitbare Verdienst, diesen interessanten Teil der mittelenglischen Litteratur allgemein zugänglich gemacht und die naturgemäfs daran sich knüpfenden Fragen in Flufs gebracht zu haben. Ein Punkt namentlich ist dabei von grofsem Interesse, auf den auch Wifsmann schon in seiner Recension von Böddekers Buch (Litt.-Blatt für germ. und roman. Phil. 1880, S. 215) mit Recht aufmerksam gemacht hat, ohne ihn aber näher zu behandeln, nämlich die gegenseitige Beeinflussung der geistlichen und weltlichen Lyrik im Mittelenglischen. Auch ten Brink geht darauf in seiner Geschichte der engl. Litt. nur ganz allgemein ein, wie das ja in der Anlage seines Werkes begründet ist. Eine specielle Untersuchung dieser Frage scheint daher gerechtfertigt, und sie wird sich unter Benutzung der Andeutungen von ten Brink und Wifsmann erstrecken müssen auf das gegenseitige Verhältnis beider lyrischer Dichtungsarten in Bezug auf Inhalt und Gedankengang, Ausdrucksweise sowie Entlehnung einzelner Wendungen. Auszuschliefsen ist an dieser Stelle eine Prüfung der metrischen Verhältnisse, denn eine solche überschreitet die Grenzen unserer Aufgabe und müfste Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein. Nicht berücksichtigt ist ferner auch die politische Lyrik der mittelenglischen Litteratur.

Dagegen macht eine Betrachtung der geistlichen Poesie Englands auch eine solche der lateinischen Kirchenlieder nötig, und andererseits wird man bei der intimen Verbindung Englands

mit Frankreich nicht umhin können, auch dessen Lyrik wenigstens insoweit die Aufmerksamkeit zuzuwenden, als sie geeignet ist, das Wesen der englischen im Verhältnis zu ihr deutlicher uns zu zeigen.

I. Charakteristische Eigenschaften beider lyrischer Dichtungsarten in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Die Untersuchung des gegenseitigen Einflusses der geistlichen und weltlichen Lyrik wird nicht erst da zu beginnen haben, wo eine solche Beeinflussung wirklich stattfand, sondern sie mufs zunächst das jeder Dichtungsart Eigentümliche vor der Zeit einer intimen Berührung feststellen, d. h. sie mufs der Entwickelung einer jeden von ihrem Ursprung an folgen.

Unter geistlicher Lyrik versteht man zunächst die speciell christlichen poetischen Produktionen dieser Art. Sowie sie aber dazu dienen, dem christlichen religiösen Gefühle Worte zu leihen, so wird auch das Heidentum derartige Ausdrücke für das Verhältnis des Menschen zu den göttlichen Wesen nicht entbehrt haben. Freilich können wir hier nur vermuten, denn keine Spur derselben ist uns erhalten. Diese Art von geistlicher Lyrik konnte sich auch gar nicht erhalten, denn ihr trat ein unüberwindliches Hindernis entgegen, als das Christentum auf Englands Boden Wurzel faſste. Der Kampf der christlichen Lehre gegen das Heidentum mufste sich zuerst gegen die heidnische Dichtung als den Hauptausdruck desselben richten. Nur die Vernichtung der alten feierlichen Hymnen konnte ein wirksames Mittel sein, den Aberglauben allmählich aus dem Gedächtnis schwinden zu machen. Mit dem Siege des Christentums war der Untergang dieser Poesie entschieden. An ihre Stelle trat die eigentlich geistliche, d. i. die christliche Lyrik. Ob nun die ersten dieser geistlichen Dichter sich der lateinischen oder, wie ten Brink wahrscheinlich gemacht hat, der englischen Sprache bedienten, ist für unseren Zweck nicht von Bedeutung, aber eins folgt sicher aus den uns bekannten altenglischen geistlichen Liedern, dafs es dem Christentum nicht gleich anfangs gelang, alle Spuren der alten nationalen Dich-

tung zu verwischen. Die innige Verquickung der christlichen Ideen mit nationaler, volkstümlicher Anschauung verleiht ihnen einen ganz eigenartigen Charakter, sie zeigt, dafs auch hier die neue Lehre in der Anlehnung an die alten Verhältnisse eine mächtige Stütze ihrer Wirksamkeit fand. Die ganze Darstellungsweise und die Ausdrücke des nationalen Epos sind verwendet. Da ist Gott oder Christus der liebe Gefolgsherr, die Jünger und Engel ihre Vasallen, der Teufel ein untreuer Vasall. Mit grofser Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildern sie den Untergang der Erde, das Erscheinen des allmachtvollen Richters, das jüngste Gericht. Schwungvoll feiern sie die Glorie Gottes und seines Sohnes, sie preisen Maria als „Wonne aller Weiber", aber noch stellen sie nicht dieser göttlichen Gröfse die menschliche Schwäche gegenüber. Noch fühlt sich der Dichter als Geschöpf Gottes, welches Anspruch hat auf dereinstige Gnade, Christus leidet nur, damit er uns und dadurch wir ihm gleich würden. Dafür sollen wir ihm danken, dem teuren Herrn, mit Thaten und Worten, er möge unser Freund sein! In diesen Gedanken, und ganz erfüllt von ihnen, bewegen sich die Werke Cynewulfs und der ihm nahestehenden altenglischen Dichter. Eine ganz eigene Poesie tritt uns in ihnen entgegen. Der Dichter will erzählen von den Wundern der christlichen Glaubensthatsachen, aber doch thut er mehr, die ihn durchglühende schwärmerische Begeisterung legt ihm mitten in der Erzählung Lobpreisungen Gottes, seines Sohnes, Marias in den Mund. Mit den mannigfachsten Wendungen bespricht er denselben Gegenstand, er fafst ihn in seiner ganzen Erhabenheit und Gröfse auf. Lyrik verbindet sich auf das innigste mit der Epik. Dem Epos entliehen war die Form und die Auffassung Gottes und Christi, wie wir sie schon darstellten, die lyrische Stimmung des Dichters machte sodann aus einer blofsen epischen Erzählung einen begeisterten Lobhymnus. Viel trockner und farbloser ist der bekannte, einzige, unter Caedmons Namen uns überlieferte Hymnus, in welchem Gott als Weltschöpfer gepriesen wird.

Es waren vielleicht diese Beziehungen zur nationalen Poesie, welche die geistliche Lyrik hinderten, sich von der Erde ganz abzuwenden und sich in unbestimmten, überschwenglichen Ge-

fühlsäufserungen zu verlieren. Aber hauptsächlich war es die Gestalt der christlichen Kirchenlehre überhaupt, die sie noch vor dem Verfallen in eine zu mystische Richtung schützte, denn wie zu allen Zeiten, so ist auch hier die kirchliche Poesie ein getreues Spiegelbild der herrschenden theologischen Richtung. Ein Blick auf die ältere lateinische Kirchenliederdichtung, wie sie denjenigen bekannt und geläufig war, die als Sendboten des Evangeliums nach Britannien kamen, wird nicht ohne Nutzen sein für unsere Erkenntnis der geistlichen Lyrik Altenglands.

Ernst und streng wie die Kirche selbst in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz sind auch die Kirchenlieder, welche sie produzierte. Einfach ist ihr Ausdruck, natürlich ihr Gedankengang, und tief und innig die Frömmigkeit und Liebe zu Gott und dem Erlöser, aus der sie geflossen sind. Ganz seiner Schwäche sich bewufst betet Ambrosius zu seinem Gotte, wenn die Morgensonne ihn weckt, ihn den Tag über vor Sünde und Schuld zu bewahren. Die Art und Weise, wie er das Erwachen des Tages schildert, ist zugleich selbst wieder ein Lobhymnus auf Gottes Güte, die solche Herrlichkeit dem Menschen erschuf. Und so wie es hier ein feierliches Bild der Natur ist, wodurch er zum Liede angeregt wird, wie er selbst sagt:

Laudes sonare iam tuas
dies relatus admonet,
Vultusque cæli blandior
nostra serenat pectora,

so ist Schilderung des Wütens von Naturmächten der Gegenstand zweier anderer Hymnen.* Die Lebendigkeit der Darstellung in ihnen steht auf gleicher Höhe mit der Innigkeit des Eindringens in den geschilderten Gegenstand, mit der Einfachheit des verwendeten Ausdrucks, der sich dem Objekt genau anpafst.

Solche Eigenschaften eines geistlichen Liedes, welches doch wie alle Morgenlieder und anderen Gebete zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt war, sind geradezu überraschend, wenn man dabei an die späteren Kirchenlieder denkt.

Denselben Charakter wie die Poesien des Ambrosius tragen auch die des Hilarius, Prudentius u. a. Bei keinem von ihnen

* Ph. Wackernagel: Das d. Kirchenlied I, Nr. 24: Hymnus in precatione pluviæ, u. Nr. 25: Hymnus in postulatione serenitatis.

findet sich ein Abschweifen von natürlichen Verhältnissen, ein Sichverlieren in die dunklen Regionen mystischer Kontemplation. Gott ist noch der Schöpfer der Welt, und die Lobpreisung ihrer Wunder, die Freude am Dasein ist auch der Ausdruck des Dankes für den gütigen Geber. Noch ist es der gütige Gott, welcher angerufen wird, der seinen Sohn sandte, um uns zu retten, und nicht allein der strafende Richter menschlicher Sünde. Auch hier schon ist Christus der Heiland, er allein kann uns das Seelenheil verschaffen; aber feste Zuversicht auf seine dereinstige Gnade steht hier an Stelle hoffnungsloser Zerknirschung. Ebenso wird in diesen früheren Produkten kirchlicher Poesie oft hingewiesen auf die reine Geburt des Sohnes Gottes, ja nicht weniger oft als später, aber dennoch erhalten die Lieder nicht den Charakter der Eintönigkeit, wie er eine Folge der blofsen Aneinanderreihungen von Anreden an Jesus und Beteuerungen eigener Schlechtigkeit und Unwürdigkeit in der späteren geistlichen Lyrik sein mufste. Auch Maria, die reine Jungfrau, wird schon angefleht als

Tu regis alti ianua
et porta lucis fulgida

und *Maria, mater gratiæ,*
mater misericordiæ,

als *maris stella, dei mater alma atque semper virgo, felix cœli porta.* Aber sie ist noch blofs eine mächtige Fürbitterin, noch ist sie nicht *Maria, beata virgo dei para,* noch ist sie nicht die Himmelskönigin, als welche man sie später anbetet, so dafs, wie Wackernagel sagt: „wenn die heilige Jungfrau im Himmel sich zu dem Wahnwitz der Menschen bekannt hätte, ein Ereignis gleich dem Sturze Lucifers die Folge gewesen wäre."

So stellt sich die lateinische Kirchenpoesie in ihrer ersten Zeit dar. Freilich finden sich auch unter ihren Produkten solche, bei denen wir die geschilderten Eigenschaften nur unvollständig antreffen. Es gab und giebt eben überall besonders schwärmerisch angelegte Gemüter, welchen Einfachheit in Gedanke und Sprache zu kühl erscheint. Jedenfalls können wir aber sicher annehmen, dafs ein solches Heraustreten aus der allgemein betretenen Bahn bis zum 9. oder 10. Jahrhundert eine Ausnahme war.

Dann aber trat der umgekehrte Zustand ein, die Ausnahme wurde jetzt zur Regel. Die schwärmerische, ascetische Richtung der Kirche, die das Mittelalter kennzeichnet, spricht sich deutlich in der kirchlichen Poesie aus und somit mufste sie auch in der englischen Lyrik sich einfinden. Zwar sind uns aus dieser Zeit des Überganges in die neue Bahn, d. h. aus dem 11. und 12. Jahrhundert, keine Denkmäler erhalten, doch zeigen die ältesten Stücke des Miscellany, die also der Zeit um 1250 entstammen, durchweg diesen Charakter. In England hatte diese Richtung um so weniger Hindernisse zu überwinden, als die englische geistliche Poesie allmählich die Eigenschaften abgelegt hatte, welche sie von den meisten anderen Litteraturen wesentlich unterschieden und ihr dadurch eine scharf gesonderte Stellung verschafft hatten, nämlich die oben erwähnten Beziehungen zur alten nationalen Dichtung. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, dafs derartige Darstellungen nicht nur in der geistlichen Poesie allmählich aufhörten, sondern auch in der weltlichen. Der Grund war eben die allmählich eintretende Änderung des Metrums, der Verfall des alten Stabreims, der ja diese ganz charakteristische Ausdrucksweise, diese Häufung von Synonymen hervorgerufen hatte. Als derartige Anklänge an die alte nationale Art zu dichten aufhörten, verlor die englische geistliche Poesie ihren specifisch englischen Charakter, sie war dann nur ein englischer Ausdruck für Gedanken und Gefühle aller Litteraturen des Mittelalters.

Wir haben schon oben angedeutet, welches der Grundcharakter der christlichen Lyrik der späteren Zeit war. Um ihn in seinen Hauptzügen zu erkennen, möge hier die Betrachtung eines Liedes folgen, welches recht geeignet ist, einen Einblick in die lateinische Kirchenliederdichtung damaliger Zeit, d. h. im 12. Jahrhundert, zu verschaffen, nämlich von G. L. VIII bei Böddeker, der in ihm mit Recht eine Übertragung eines lateinischen Originals vermutet.* Christus wird darin in den

* Der Überschrift Dulcis iesu memoria entspricht auch der Anfang des Jubilus rhythmicus des Bernhard von Clairvaux (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, Nr. 183). Dieses Lied scheint unserem Dichter vorgeschwebt zu haben. Eine nähere Beziehung beider wird sich freilich kaum beweisen lassen; sonst könnte man eine solche auch vermuten zwischen dem

überschwenglichsten Worten um Gnade gebeten, um Fürsprache bei Gott. In oft wiederkehrenden Ausdrücken preist der Dichter seine Liebe, die ihn selbst den Tod nicht scheuen liefs, um uns zu retten. Der Ausdruck völliger Zerknirschung, Gedanken über die Erbärmlichkeit des irdischen Lebens, das einstige Schmachten in der Höllenpein zur Strafe für die hier begangenen Sünden durchzieht das ganze Lied, nur unterbrochen von Bitten um Besserung und Bekenntnissen eigener Sündhaftigkeit, sowie dem Verdammen irdischer Freuden. Ja selbst so weit geht des Dichters Kleinmut, dafs er sich überhaupt unwürdig fühlt, Jesum zu lieben.

Überwiegende Reflexion, gänzliche Vernachlässigung der Natur, eine schwärmerische, auf menschliche und natürliche Verhältnisse nicht Rücksicht nehmende Hingabe an das jenseitige Leben, und äufserlich eine starre Einförmigkeit im Tone ohne Wechsel in der Stimmung, ein monotoner, geschraubter Ausdruck, das sind die Grundzüge des Gedichtes, der damaligen Richtung und somit die Charakteristika der geistlichen Dichtung in der Gestalt, wie sie mit der weltlichen Poesie in nähere Berührung trat.

Wie entwickelte sich nun andererseits die weltliche Lyrik Altenglands? Wir sahen oben, wie es dem Christentum gelang, die heidnische Hymnenpoesie zu vernichten, wie es überhaupt der alten Auffassung von Gott und der Welt siegreich entgegentrat. Fast spurlos verschwanden daher alle Produkte der geistlichen Poesie jener alten Zeit. Wenn aber die Umwälzung durch das Christentum auf religiösem Gebiete eine gänzliche Neugestaltung der Verhältnisse hervorrief, so konnte andererseits der Charakter des Volkes, wie er sich ja stets in den ältesten nicht religiösen lyrischen Dichtungen wiederspiegelt, unmöglich in derselben Weise alteriert werden.

Die verschiedene Stellung der geistlichen und weltlichen Lyrik zeigt uns deutlich die verschiedenen Wirkungen. Die geistliche Lyrik, d. i. die christliche Kirchenpoesie, war voll-

---

Jubilus und G. L. IV, wo sich ebenfalls der Ausdruck dulcis Jesu und zwar durchweg als Anfangsworte der Strophe findet. Die beiden Lieder ähneln einander nur so weit wie alle Kirchenlieder damaliger Zeit in Gedanken und Ausdruck.

ständig fremd nach England gekommen und herrschte trotzdem vorläufig ganz unberührt von fremder Beeinflussung. Die anderen Dichtungsarten dagegen, so sehr sie auch von christlichen Ideen durchsetzt und beeinflufst werden, hörten nie auf, sich ihre Eigenart zu wahren.

Alles das soll nur darauf hindeuten, dafs wir die Charakteristika der weltlichen Lyrik wohl auch dann noch aufzufinden im stande sein werden, wenn uns Repräsentanten der ältesten Gestalt fehlen sollten. Das ist nun allerdings der Fall. Bei der mehr oder weniger innigen Verbindung der Naturbetrachtung mit dem heidnischen Glauben konnten sich Lieder dieser Art wohl schwerlich erhalten. Andererseits aber mochte es in den Augen der Bekehrer sich auch kaum der Mühe verlohnen, selbst ein unverfängliches Volkslied durch schriftliche Aufzeichnung der Nachwelt zu überliefern. So sind uns denn nur kümmerliche Reste, auf die noch zurückzukommen sein wird, erhalten, und wir somit nicht in der Lage, der Entwickelung der weltlichen Lyrik in England ebenso genau folgen zu können wie der der geistlichen. Aber neben der nicht lyrischen Poesie, die sehr wohl geeignet ist, uns wenigstens über die altenglische Naturauffassung einigen Aufschlufs zu geben, ist uns noch ein weiterer Ersatz geblieben, welcher uns den Verlust weniger schmerzlich macht. Es ist dies das sogenannte Kuckuckslied, welches ganz den Eindruck eines singbaren Volksliedes macht. (Vergl. ten Brink, Gesch. der engl. Litt. S. 381.)

Bei aller Objektivität der Naturschilderung, die sich fernhält von jeder Reflexion und subjektiven Empfindung, durchzieht sie eine dem Dichter unbewufste, nicht ausgesprochene Freude und Wonne über das Wiedererwachen der Natur. Jeder Ausdruck ist dem Gegenstand unmittelbar angepafst, er fliefst aus der direkten Anschauung, das Ganze macht einen rein natürlichen, ungekünstelten und darum so wohlthuenden Eindruck, dafs man die freudige Stimmung des Dichters sofort mitempfindet.

Wie man dieses Lied auffassen mag, ob als wirkliches altes Volkslied in modernisiertem Gewande oder als ein Produkt der späteren Zeit, immer läfst sich die Bemerkung ten Brinks darauf anwenden: „Den Ton des Volksliedes hat der Verfasser

getroffen.“ Ähnlich in der Stimmung werden wir uns wohl die anderen verloren gegangenen Produkte der altenglischen weltlichen Lyrik zu denken haben: Lieder, welche die Sommerpracht der Natur, ihr Absterben im Herbst, ihr völliges Erstarrtsein im Winter besangen. Die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, hervorgerufen durch die lebendige Anschauung, ist die Eigenschaft aller volkstümlichen Poesie, so auch die der altenglischen. Dasselbe tritt uns entgegen in den nicht lyrischen Dichtungen.

Allen ist eigen ein inniges Eingehen des Dichters auf die Einzelheiten seines Gegenstandes, welcher Art derselbe auch sei. Er häuft Bezeichnungen der mannigfachsten Art, die aber stets dem Wesen des geschilderten Objekts entsprechen, um dessen Art recht erschöpfend darzustellen.

Noch spärlicher sind aber die Andeutungen, welche uns über den Zustand der Liebesdichtung in Altengland vorliegen. Die beiden Lieder — Botschaft des Gemahls, Klage der Frau —, die hier in Betracht kommen, stehen jedoch in Bezug auf Innigkeit der Empfindung und Anschaulichkeit des Ausdrucks nicht hinter der übrigen Poesie zurück, daher wir die allgemeinen Merkmale der alten Dichtung auch bei ihnen wiederfinden. Diese aber sind kurz zusammengefafst: Ein inniges Hineinleben in die Natur, ein naiver, unmittelbarer, aber lebhafter und anschaulicher Ausdruck, eine knappe, aber drastische Ausführung verbunden mit voller Objektivität und Vermeidung aller Mitteilung individueller Empfindungen, ein völliger Mangel an Reflexion, Eigenschaften also, welche in direktem Gegensatz zu den genannten Unterscheidungsmerkmalen der kirchlichen Lyrik stehen.

Bei dem Mangel an Material hätten vielleicht die Lieder der B.schen Sammlung schon hier benutzt werden können, um uns die Charakterzüge der englischen weltlichen Lyrik klar zu legen. Doch behalten wir uns diese für die eigentliche Untersuchung der Frage vor, weil wir sie wohl schon als beeinflufst von der geistlichen Dichtung anzusehen haben.

II. Die geistliche Lyrik unter dem Einflufs der weltlichen.

Ehe wir in unsere Untersuchung eintreten, werfen wir noch einen Blick auf die Dichter selbst. Die Hauptträger der Lyrik

waren in der Zeit, aus welcher unsere Lieder stammen, die fahrenden Schüler. Das Leben und Wesen derselben ist schon so oft, zuletzt von ten Brink, geschildert worden, dafs wir uns hier damit begnügen müssen, nur das anzuführen, was mit unserer Untersuchung direkt im Zusammenhang steht. Die Kreise der fahrenden Schüler vereinigten die verschiedensten Elemente. Neben dem ernsten Jünger der Wissenschaft stand der leichtsinnige Vagant, dem es weniger auf das Lernen ankam als darauf, sein Leben auf die angenehmste Weise zu verbringen. Trink-, Spiel- und Liebeslieder waren ihm lieber als Hymnen an Jesus oder Maria, das frohe, abwechselungsreiche Wanderleben zog ihn mehr an als die Beschäftigung mit dem Jenseits. Bei dem innigen Zusammenleben so verschiedener Charaktere konnte eine gegenseitige Beeinflussung nicht ausbleiben. Was dem einen fehlte, gab ihm der andere. Der Ernstgestimmte, zur Reflexion Geneigte lernte durch den leichteren Genossen das Leben und seine Gaben kennen, er lernte seine Umgebung betrachten, sie in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen. So wurde er vor dem Überhandnehmen seiner ernsten Stimmung bewahrt, er erhielt sich seine natürliche Frische, die Freude am Guten und Schönen. Andererseits hinderte seine Tiefe den bildungsfähigen Genossen, sich fort und fort rein instinktiv der Freude und dem Genufs hinzugeben, er lernte den Blick vom Äufseren ab auf sein Inneres zu richten, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen, ernste Gedanken nicht leichtfertig abzuweisen. Alle waren fortwährend den Wechselfällen des Lebens unterworfen, ihr beständiges Wanderleben brachte sie in die innigste Berührung mit der Natur, und diese wirkte wieder zurück auf die Gemütsstimmung. Und so vereinigten sich Innigkeit des Gefühls, Naivetät der Gefühlsäufserungen mit Reflexion; geistige Frische durchhaucht alle Gedichte, dazu kam die der Volkspoesie entnommene Unmittelbarkeit des Ausdrucks, sowie Gewandtheit in der Form, eine Folge der vielseitigen Anregung durch Vorbilder. Je nach dem Vorwiegen der einen oder anderen erhielt die dichterische Thätigkeit einen geistlichen oder weltlichen Charakter.

Aufser den fahrenden Schülern werden sicher unter den

Dichtern auch Geistliche und Laien gewesen sein, welchen die Gabe verliehen war, ihrer Stimmung im Liede Ausdruck zu verleihen, auch die berufsmäfsigen Spielleute werden auf diesem Gebiet thätig gewesen sein. Jedenfalls aber sind es die Vaganten, welche am meisten dazu befähigt waren.

Wenden wir uns nun unserer eigentlichen Aufgabe zu. Wir sahen, dafs das Zurücktreten der Beziehungen zur nationalen Poesie das Gebiet der geistlichen Poesie wieder frei machte von aller Beziehung zur weltlichen, und so trat die geistliche Lyrik in jene Periode ein, in welcher die kraft- und saftlose Entsagung, ein unbestimmtes Sehnen nach dem Jenseits, die gänzliche Vertiefung in verschwommene Betrachtungen den Ausdruck individueller Empfindungen unmöglich machten. Daraus folgt auch der monotone Charakter aller Dichtungen dieser Richtung, Inhalt und Ausdruck sind überall gleichmäfsig überschwenglich, unnatürlich, schwülstig. Lobpreisungen Christi, Marias, Gottes, Verachtung des irdischen Seins, Bitte um Gnade am jüngsten Tage, sind stehende Themata dieser Art von poetischen Ergüssen. Wie zahlreich sie sind, zeigt ein Blick in die oben citierten Sammlungen. Ihre Entstehung ist weder örtlich noch zeitlich irgendwie beschränkt, denn wir sehen unter weltlichen und geistlichen Gedichten von wesentlich anderem, nach unseren Begriffen natürlicherem und darum poetischerem Charakter, derselben Zeit entstammte Lieder der rein geistlichen, schwärmerischen Art uns entgegentreten, die nicht immer Übertragungen alter Lieder zu sein brauchen, sondern sich auch wohl aus der exceptionellen Gemütslage einzelner Dichter erklären lassen. Solche Lieder gehören eigentlich in keine bestimmte, sondern in die Weltlitteratur, denn die verschiedenen Sprachen sind nur das Mittel zum Ausdruck desselben Gedankenganges. Ein Beispiel genügt, um uns das Wesen aller zu zeigen. Nr. IV der G. L. bei Böddeker ist dazu geeignet. Schon die äufsere Form, die Anrede „suete iesu“, die dem „dulcis iesu“ der lateinischen Kirchenlieder genau entspricht, läfst uns hierin die nahe Verwandtschaft mit der lateinischen Kirchenpoesie erkennen.* Wir haben ein Gebet an Christus

* Siehe Anmerkung zu G. L. VIII, o. S. 10.

vor uns, der Dichter wendet sich mit den überschwenglichsten Worten an den Erlöser: „Süfser Jesu," sagt er, „Segenskönig, meines Herzens Liebe und Trost, süfs bist du sicherlich, unglücklich ist, wer dich nicht hat." Er bittet ihn, seines Herzens Licht und Trost, ihm Stärke und Macht zu verleihen, dafs er ihn so preisen und lieben könne, wie er geliebt werden müsse. So grofs sei die Liebe, die er ihm ins Herz gepflanzt habe, dafs er nur thränenden Auges daran denken könne, und ihn nur bitte, ihm das rechte Verständnis, die rechte Wertschätzung zu verleihen. Ihm gebe er alles hin, denn er hat alle mit seinem teuren Blute erkauft. Tief bereut er seine Sünde, Gnade erfleht er durch Maria, die Mutter des besten Sohnes, nur sie verleiht die Seligkeit. Er schliefst mit der Bitte, ihm dereinst den Eingang in das Himmelreich zu verschaffen und so seinem Sehnen ein Ende zu machen.

In derselben Weise singt Bernhard von Clairvaux in seinem Jubilus:*

Nec lingua potest dicere,
nec litera exprimere,
Expertus potest credere,
quid sit Jesum diligere.

Amor Jesu dulcissimus
et vere suavissimus,
Plus millies gratissimus,
Quam dicere sufficimus.

Jesus, auctor clementiæ,
totius spes lætitiæ,
Dulcoris fons et gratiæ,
veræ cordis deliciæ.

Buonaventura beklagt seine Sünden:

Miserere, miserator,
quia vere sum peccator,
Tu peccata dele mea
et cor mundum in me crea.**

Furcht vor dem jüngsten Gericht durchbebt den Dichter von De die judicii,*** wenn er singt:

* Wackernagel, Das d. Kirchenlied I, Nr. 183, Str. 5, 13, 17.
** ib. Nr. 229, Str. 16.
*** ib. Nr. 216, v. 15 ff.

Deus, deus, miserere!
angustiæ
mihi sunt undique,
sed tu succurre,
parce, ignosce,
deus, deus, miserere!

Doch es würde zu weit führen, noch weitere Citate aus der lateinischen Kirchenpoesie zu bringen, ebenso spare ich mir solche aus der französischen geistlichen Lyrik.*

Völlige Hingabe an Jesus ist die Forderung dieser Art von Frömmigkeit, wie es G. L. VIII, V. 35 ff. ausspricht:

Do me loue þe wiþ al mi myht,
ant for þe mournen day ant nyht.
iesu, do me seruen þe,
þat euer mi þoht vpon þe be.
iesu, þi loue be al my þoht,
of oþer þing ne recche y noht. (V. 41 u. 42.)

Noch weiter geht des Dichters Demut in V. 129 ff., wo er sich selbst dazu zu unwürdig fühlt.

In demselben Ton bewegt sich auch ein Hymnus an Christus aus späterer Zeit,** welcher zu den genannten Beiwörtern Christi noch hinzufügt: *Jesu, my hony suete, my herte, my comfortynge*, und von demselben Geiste durchweht sind die meisten der lyrischen Stücke im Miscellany und den anderen Sammlungen. Fast mit denselben Worten feiern sie auch Maria als beste der Mütter, reinste der Jungfrauen, süfsestes aller Wesen, so dafs schliefslich auch das Kreuz, woran Jesus litt und starb, süfs genannt wird, wenn auch wiederholt vorher und nachher in denselben Gedichten der Qualen, die es Jesu verursachte, gedacht wird. Gerade darin sieht man den Unterschied der jetzigen Denkweise von der ehemaligen. Im angelsächsischen Kreuzlied findet sich von solcher Auffassung noch keine Spur, es drückt nur den tiefen Schmerz des Dichters aus über den bitteren Kreuzestod Christi, ohne alle Überschwenglichkeit im Ausdrucke, aber durchdrungen ist es von derselben Frömmigkeit und Hingabe an den Erlöser. In allen diesen

* Mätzner, Altfrz. Lieder, Nr. XXXIX, XL. Wackernagel, Altfrz. Lieder und Leiche, Nr. XLI—XLV.

** Publikation der Early English Text Society 1867. Religious pieces in prose and verse, S. 72.

Gedichten begegnen wir fort und fort mystischer Kontemplation, düsterer Weltanschauung, ascetischer Selbstpeinigung, schwärmerischer Hingabe an das Jenseits. In fast denselben Worten erinnert der Dichter sich und seine Mitmenschen in geradezu ermüdender Wiederholung an die eigene Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit, an Christi Liebe, an seinen Opfertod. Nirgend findet sich eine Spur individuellen Denkens, Natur und Erdenleben existieren für den Dichter nicht, daher wir ein lebhaftes Bild, einen dem Objekt entsprechenden natürlichen Ausdruck vergebens darin suchen.

Das war die Gestalt, in welcher die englische geistliche Lyrik mit der weltlichen Poesie in Berührung trat. Die weite Kluft, welche die Auffassungsweisen beider trennte, konnte natürlich nur sehr allmählich überbrückt werden. Wir sind in der Lage, der gegenseitigen Annäherung wenigstens teilweise folgen zu können. Das Mittel dazu ist der Inhalt des Miscellany. Nach Morris gehört dieses der Zeit von 1245 bis 1250 an. Es repräsentiert also die geistliche Lyrik in dem Übergang zu dem Stadium, in welchem uns die Mehrzahl der Lieder der Böddekerschen Sammlung entgegentreten, denn diese sind an das Ende des 13. Jahrhunderts zu setzen.

Neben die oben charakterisierten Lieder werden wir diejenigen zu stellen haben, welche zwar denselben Geist atmen, aber ihm in anderer Weise Ausdruck verleihen. Ein Unterschied beider läfst sich nur in der Form finden. Während bei jenen die direkten Anreden an Christus und Maria sich gegenseitig an Überschwenglichkeit übertreffen und, unmittelbar nebeneinander gestellt, den Hauptteil derselben ausmachen, sind sie bei diesen in ruhigere Überlegung eingestreut, haben aber sonst denselben Charakter, der ihnen auch durch die ganze Entwickelung hindurch anhaften bleibt.

Allmählich aber ändert sich auch der Gedankengang. Die ascetische Selbstpeinigung und Selbstverkleinerung, wie sie uns so oft entgegentrat, ist nicht für alle Gemüter und alle Zeiten. Andere Dichter bewahrten bei sonstiger Anlehnung an den Ton ihrer exaltierten Genossen doch die Erinnerung an Christi allmächtige Liebe, auf die jeder nach Gottes Gebot Lebende Anspruch oder doch sichere Hoffnung habe. In den Worten:

Ure louerd crist vs wule teo
to heouene myd iwisse,
If we wulleþ vuel fleo,
ne þurue we þat mysse.*

spricht sich die Zuversicht auf Christi Güte aus, ohne dafs der Dichter „mit salzigen Thränen“ darum fleht. Derselben Zuversicht leiht er in V. 32 ff. Ausdruck:

If we beoþ ryhtwise
and luuyeþ vre drihte,
and doþ al his seruyse
myd al vre myhte,
Ne þarf us neuer agryse
bi daye ne by nyhte.
We schulle in paradyse
schinen swiþe bryhte.

Und ein anderer Dichter hofft sicher, wenn er Christi Gebote hält:

Ich hit eu segge and plyhte
A domesday we myhte
Beon engles ivere.

Auch hierin haben wir nicht einen specifisch englischen Zug der geistlichen Poesie vor uns, sondern ein Merkmal der ganzen Kirchenpoesie, denn auch die lateinischen Lieder weisen Beispiele ähnlicher Aussprüche auf, wie z. B. besonders deutlich die Verse:

Ego miser vixi male
peccans super numerum,
Et pro culpis infernale
merui supplicium.
Nunquam tamen feci tale,
neque tantum vitium,
Quin tu possis æternale
largiri remedium.

Sed non vis, quod moriatur
peccator pro crimine,
Immo vis, ut convertatur
et vivat perpetue:
Ergo per te largiatur
munus indulgentiæ

* Miscellany: Duty of Christians V. 65—68.

Spatiumque concedatur
veræ pœnitentiæ.*

Dazu kommt bei fast allen diesen Gedichten ein ganz bestimmtes Heraustreten aus der Verschwommenheit der Gedanken, aus dem Nebel, in den man sich früher hüllte, um von der Welt nichts zu bemerken. In vielen finden sich Schilderungen der Kreuzigung, des jüngsten Gerichts, mit allen Details. Der Dichter begann hierdurch dem, was seine Phantasie ihm vor Augen führte, was er „schaute", in Worten Ausdruck zu geben. Wenn er in An Orisoun of our Lord** Jesum anredet:

Jhesus, ich þe grete. þat were þar harde ibunde,
Wiþ scurges þu þoledest mony blodi wunde,
Bi-vore þe heþene men þu stode,
Naked and bylaued myd blode,

so ist darin mehr als eine blofse der biblischen Erzählung nachgebildete Dichtung zu sehen. Der Dichter hat klar vor Augen, was er schildert, und zugleich drücken seine Worte ein inniges Mitgefühl für Christi Leiden aus. Hierin liegt auch der Keim einer Auffassung, wie wir sie später in den geistlichen Liedern bei Böddeker in voller Entwickelung antreffen werden, der Keim der Darstellung der individuellen Empfindung als Folge der persönlichen Vertiefung des einzelnen in religiöse Betrachtungen. Dadurch unterscheiden sich die Lieder der neueren Richtung sowohl von den zu gottesdienstlichen Zwecken verfafsten, eigentlichen Kirchenliedern, wie von den Produkten religiöser Schwärmerei, denn in beiden überwiegt das konventionelle Element in Darstellung und Ausdruck, so dafs in ihnen von individueller Empfindung nicht die Rede sein kann.

Dafs auch der menschlichen Seite von Christi Wesen nun gedacht wird, zeigt uns dasselbe Gedicht in V. 15 ff., wo es von Jesus ausdrücklich erwähnt, er sei in seiner Jugend gewesen, wie andere Kinder gewöhnlicher Natur auch sind, er habe dieselben Bedürfnisse wie sie gehabt. Neben diesen Zeichen einer allmählichen Ernüchterung der ehemaligen religiösen Schwärmerei finden sich freilich noch viele Anklänge an den

* Wackernagel, a. a. O. Nr. 297, Str. 23 u. 24.
** S. Miscellany, S. 140, V. 27—30.

alten Ton. So herrscht in dem Gedicht The five joies of the Virgin* noch die alte Hingabe in völliger Selbstlosigkeit. Lobpreisung Marias und ihrer Stellung im Himmel infolge der reinen Geburt Christi herrscht darin ebenso, wie früher an anderen Stellen die grofse Liebe Christi und sein Opfertod die Gedanken des Dichters ganz umfafsten. Auch der Song to the Virgin, ebenfalls im Miscellany enthalten, atmet teilweise noch den alten Geist, wenigstens insofern, als sich in ihm ein Eingehen auf individuelle Gedanken noch nicht zeigt.

Aber andererseits ist das Lied von der neuen Richtung nicht unberührt geblieben. Der Ausdruck ist frischer, freier, die Gedanken einfacher, die Sprachmengung zeigt uns in ihm ein Seitenstück zu dem von ten Brink** citierten Liede, welches sicher von einem fahrenden Kleriker verfafst ist. Vielleicht können wir in dem Song einen Ausdruck einer ernsteren, gehobenen Stimmung desselben sehen, und die frischere Denkweise aus dem wirkenden weltlichen Einflufs erklären.

Wenn die Gedichte des Miscellany, wie schon gesagt, einen monotonen Charakter im allgemeinen nicht verleugnen können, so liegt der Grund davon in eben diesem teilweisen Anklingen an den alten Ton, sodann aber auch in der religiösen und Geistesrichtung, welche das Bekanntwerden des Poema morale verursachte. Wie verbreitet und wie einflufsreich diese Richtung war, das zeigen sowohl die vielen Nachahmungen des Inhalts, wie auch die mannigfaltigen wörtlichen Anklänge daran, auf welche schon Lewin, der neueste Herausgeber des Poema morale, auf S. 44—49 aufmerksam gemacht hat.***

Klagen über schlecht angewendetes Leben, Reue über die vielen Sünden, Hingabe an Christus, und infolge hiervon Mahnungen, die so kurz bemessene Zeit des Lebens nicht ungenützt vorüberstreichen zu lassen und schon früh an das jenseitige Leben zu denken, erfüllen diese Gedichte. Um aber die Mahnungen recht eindringlich zu machen, geht der Dichter ein auf Beispiele aus seiner Umgebung; er weist nach, wie die

* Reliquiæ antiquæ, Band I, S. 48.
** Gesch. der engl. Litt. S. 380.
*** Das mittelengl. Poema morale im krit. Text nach den vorhandenen Handschriften herausgegeben von K. Lewin. Halle 1881. Auch in den Böddekerschen G. L. finden sie sich: G. L. I, V. 8; IV, 6; VIII, 180.

Reichen trotz aller ihrer irdischen Pracht und ihres Wohllebens in der Hölle dieselben Strafen wie andere Sünder erdulden; er schildert nachdrücklich, wie der Leib sich in seine einzelnen Teile auflöst, wie er zerfällt, von Würmern zernagt. Damit war die Auffassung des Gegenstandes wenigstens einigermafsen an das Irdische geknüpft, die Anschauung gab Bilder an die Hand, verlangte Schilderungen und verhinderte so, dafs der Geist sich in die unbestimmten Reflexionen über unfafsbare und unsichtbare Dinge ganz versenkte, ohne anderes zu bemerken.

Dieselbe Tendenz einer Mahnung an die Vergänglichkeit haben Gespräche zwischen Leib und Seele. Freilich gehören sie eigentlich weniger zur geistlichen Lyrik, doch zeigen sie uns auch die Geistesrichtung ihrer Zeit, und aufserdem ist es nicht immer möglich, geistliche Lyrik von der poetischen Predigt genau zu trennen. Jedenfalls müssen auch in ihnen Beispiele, die der Umgebung entnommen sind, der Lehre Nachdruck verleihen, und eine so anschauliche Schilderung, wie sie in Death V. 225 ff.* von dem Teufel entworfen ist, wird den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt haben. Deutlicher will auch der Dichter des „Long life“ im Miscellany seine Mahnung an irdische Hinfälligkeit durch Hinweis auf Ereignisse des Erdenlebens machen: *Feyr weder turneþ ofte into reyne* und *Al schal falwy þe grene.* Er erinnert daran, dafs auch Könige den „Todestrank trinken“, deshalb müsse jedermann beichten, ehe er „von seiner Bank fällt“. Gerade dieser letzte Vergleich zeigt uns, wie eng die dichterische Ausdrucksweise mit Gegenständen des gewöhnlichen Lebens verknüpft war.

Alle in das Charakterbild der geistlichen Lyrik bis jetzt neu eintretenden Züge sind nun nicht eigentlich direkt von der weltlichen Poesie ausgegangen. Aber diese hat an ihnen insofern Anteil, als ihre hervortretendste Eigenschaft, die unmittelbare Auffassung und der daraus sich ergebende natürliche Ausdruck, wenigstens im Keime in der neuen Richtung enthalten ist. Wenn nun solche Züge in die geistliche Poesie eindrangen, so wurde sie damit vorbereitet, weiteren weltlichen Einflüssen leichter zugänglich zu werden.

* S. Miscellany, S. 168—185.

Unstreitig macht einen Fortschritt in dieser Richtung ein Gedicht, welches wohl als das beste der geistlichen Lieder des Miscellany gelten kann: das Liebeslied (Luue ron) des Thomas de Hales.* Die Liebe zu Christus wird dort in Gegensatz gestellt zur weltlichen. Erhoben von inniger Liebe zum Heiland schildert der Dichter die Unsicherheit und Vergänglichkeit irdischer Liebe: Wie ein Sturmwind geht die Liebe der Männer vorüber, auf keinen ist sicher zu rechnen; was heut noch anzieht, wird morgen nicht mehr beachtet. Und wie die Liebe, so sind auch die Männer und Frauen selbst vergänglich, wie das Gras welken sie dahin. Wohin sind Cäsar, Hektor, Helena, Paris? Dahin, vergangen, so schnell wie der Pfeil den Bogen verläfst. Was nützt dem König Heinrich alle seine Macht? Seine stolze Stellung ist nichts wert, wenn er stirbt.** Christus allein ist derjenige, dessen Liebe Segen bringt. Er verlangt nicht Schätze und eine hohe Stellung von denen, die sich ihm nähern wollen; er allein ist reich genug, sein Haus ist besser als das kostbare, welches Salomo in aller seiner Pracht baute. Und in solchem Segenshaus sollen die leben, die ihn lieben. Aber eins ist nötig zur Erreichung dieser Glückseligkeit. Christus hat den Mädchen einen Edelstein kostbarster Art gegeben, den zu hüten die heiligste Pflicht und erste Aufgabe ist. Dieser Edelstein ist die Jungfräulichkeit. Gegen ihn sind alle anderen wertlos, so sehr die Welt sie auch schätzen möge. Der Dichter schliefst mit einem Segenswunsche für die, an welche das Lied gerichtet ist. Alles das in einfachem, natürlichem Tone ohne Übertreibung und übermäfsige Schwärmerei ausgedrückt, geschmückt von Bildern, erläutert von Beispielen erhebt das Lied weit über die übrigen, die sich durch ihre manchmal recht fühlbare Trockenheit in der Darstellung und den lehrhaften Ton der poetischen Predigt nähern.

Hier tritt uns auch eine Art Einleitung entgegen; denn der Dichter erklärt uns, wie er dazu kommt, sein Lied zu verfassen. Auch darin liegt ein wichtiges Unterscheidungsmoment gegen früher, wo von dem Leser die hochgespannte Stimmung des Dichters einfach vorausgesetzt werden mufs. Es fehlt dieser

* S. Miscellany, S. 93–99.
** V. 86: hit nere on ende wrþ on heryng.

Einleitung nicht mehr viel zu solchen, wie sie uns bei Gedichten entgegentreten, welche den Stempel der Beeinflussung durch die weltlichen Elemente an der Stirn tragen, und diesen letzten Schritt im Entwickelungsgange stellt uns der Song on the Passion im Miscellany dar. Die Art, wie religiöse Betrachtungen hier eingeleitet werden, unterscheidet sich in nichts mehr von den schönsten Stücken der Böddekerschen Sammlung.

Damit sind wir bei der Periode der mittelenglischen geistlichen Lyrik angelangt, in welcher sie dem Einflufs der weltlichen fortwährend und lebhaft ausgesetzt war. Um ihre Veränderung gegen früher recht deutlich zu machen, werden wir Produkte der jetzigen Zeit denen der früheren Perioden, die ihnen inhaltlich gleichen oder ähneln, gegenüberstellen. Wir fanden als erste kirchliche Lieder direkte Gebete und Anreden an Christus und Maria. Ihnen entspricht u. a. bei Böddeker das G. L. V. In einer allgemeinen Anrede wendet sich der Dichter an Christus, den Himmelskönig. Er möge sein Ende ein gutes sein lassen, das sei sein Gebet jetzt beim Anfange seines Liedes und wo er auch sei, denn Jesus allein habe Macht über alle, daher er am besten Gnade zu gewähren im stande sei. Soweit ist das Gedicht also nur ein einfaches, natürliches Gebet ohne jegliche Übertreibung des religiösen Gefühls und frei von jeder geschraubten Ausdrucksweise. Die zweite Strophe beginnt noch objektiver und weltlicher Poesie ähnlicher. Freilich aber ist die Echtheit derselben zweifelhaft,* und wir können sie hier nur insofern benutzen, als sie doch jedenfalls ein Teil eines Liedes neuerer Richtung ist. Der Dichter erzählt

* Wifsmann vermutet, die zweite Strophe dieses Liedes sei hier nicht am Platze, da sie ein Gebet an Jesus durch Anrufung Marias unterbricht. Derartige Unterbrechungen kommen auch sonst noch vor, vergl. G. L. XII, 58—59 u. G. L. VIII, 81—84, aber hier ist mehr wie Unterbrechung, denn sie leitet ein Gebet an Maria ein, wodurch der Zusammenhang des Liedes gestört ist. Bei G. L. XII liegt etwas Ähnliches vor, jedoch bleibt die zweite Strophe dort im Zusammenhang mit der ersten und dritten. Die zweite Strophe von G. L. V ist also als unecht hier zu streichen. Damit fällt aber auch die Identität der Dichter von G. L. V und G. L. XII, denn sie stützt sich hierauf, wenn man nicht etwa in allgemeinen Ausdrücken, wie z. B. V, 7 neben XII, 59 und V, 9 neben XII, 58 wörtliche und bedeutsame Anklänge sehen will. Verwandt sind entschieden die zweiten Strophen von V und XII, die erstere macht den Eindruck einer gedankenlosen Kopie der letzteren.

uns darin, wie die Stimmung, aus der er dichtete, in ihm zu stande gekommen ist. Eines Morgens, müssen wir annehmen, als er vom Schlafe erwacht, gedenkt er seines Lebenswandels und mufs natürlich darauf kommen, dafs er oft gefehlt habe. In solchen trüben Gedanken sinnt er auf Mittel, wie er diesem Zustande abhelfen könne, und wählt Maria als Fürbitterin. Nun richtet er seine Bitte an Jesus selbst, er fleht um Gnade und Errettung und die dereinstige Seligkeit. Er fühlt sich dazu berechtigt, und ist nicht so zerknirscht, sich auch zum Bitten zu unwürdig zu fühlen wie der Dichter von G. L. VIII, er hofft im Gegenteil auf Gewährung, denn, sagt er V. 19—21:

for þi merci, Jesu suete,
þin hondy werk nult þou lete,
þat þou wel ȝerne sohtes.

Christus wird, wie er hofft, nachdem er einmal die Menschheit erlöst und dadurch gewissermafsen neu geschaffen hat, seine neuen Geschöpfe nicht verlassen, sondern sie ebenso gern aufnehmen, als er für sie in seiner Liebe litt. Wohl weifs der Dichter, dafs in dieser Welt nur Sorge, Kummer und Pein zu finden ist, aber deswegen flieht er die Welt nicht, er flucht nicht allem Irdischen, sondern rät nur, so zu leben, dafs wir uns der Gnade nicht unwürdig machen. Aus diesen Gefühlen und Gedanken können wir uns ein Bild von des Dichters Charakter machen. Er mag ein in der Welt lebender Kleriker gewesen sein, einer jener ernsteren Art, die in dem Welttreiben das Ende des Lebens nicht vergafsen, sondern der ernsten Zwecke desselben sich bewufst waren. Nicht vollständig machtlos giebt er sich dem Erbarmen des Heilands anheim, er ist vielmehr von edlem Selbstbewufstsein durchdrungen, er will, soviel in seinen Kräften steht, helfen, sein Schicksal zu gestalten. Daher kann er sich nicht in jene dunklen Gebiete rein mystischer Betrachtungen verlieren, er bleibt mit seinen Gedanken in für Menschenverstand erreichbaren Grenzen, er bewahrt seine natürliche, frische Anschauung, und von warmer Frömmigkeit erfüllt nimmt er das Leben hin, wie es ist, und sucht es zu seinem Besten zu wenden.

Dafs er Lieder der ehemaligen Richtung kennt, beweist er dadurch, dafs er teilweise dieselben Ausdrücke wie sie ver-

wendet. Auch er nennt Christus *Jesu suete*, er ist auch ihm der *heuene kyng*, er soll ihm *heuene lyht* geben, da er die Menschheit *so duere bohte*, die Welt hat nur *care*, *serewe and pyne* und kein *blys*. Aber diese Wendungen, ehedem allgemein im Gebrauch, sind bei ihm nicht gehäuft, er schaltet sie ein in seine klaren einfachen Sätze. Diese Einfachheit und Natürlichkeit in Gedanke und Ausdruck, das Fernhalten von überschwenglicher Reflexion nähert das Lied der Poesie, welche diese Züge als eigentümliche besitzt. So wie bei der weltlichen Poesie der Leser leicht in die Stimmung des Dichters sich versetzt, so auch hier; wir haben nicht nötig, uns in eine unnatürlich gespannte Gemütslage zu versetzen, um des Dichters ausgesprochenen Gedanken folgen, die angedeuteten erraten zu können. Seine Denkweise ist die eines jeden ernstgesinnten, über dem irdischen das jenseitige Dasein nicht vergessenden Menschen.

Wir bemerkten, wie allmählich Schilderungen der Leiden Christi sich in geistlichen Betrachtungen einfanden. Solche finden sich auch in G. L. VII, und zwar recht anschauliche. Deutlich sieht der Dichter den Gekreuzigten an Händen und Füfsen durchbohrt, bleich und blutigen Hauptes am Marterpfahl. Tiefer Schmerz und inniges Mitleid erfüllt ihn bei diesem Anblick, rührend klagt er, dafs man ihm nicht geglaubt, als er noch von Schmerz frei war. Noch mehr tritt diese durch Anschauung erweckte Stimmung uns in G. L. XI entgegen. Der Dichter begnügt sich hier nicht mit einer, wenn auch noch so detaillierten Darstellung dessen, was seinem Geiste vorschwebte, sondern er schmückt sie noch aus, und während in G. L. VII von Wunden die Rede ist, aus denen Christi teures Blut zur Erde fällt, läfst er die Wunden nafs sein vom Weinen. Vgl. V. 8—9.* So deutlich steht das Bild vor seinem Auge, dafs auch Kleinigkeiten ihm wichtig und erwähnenswert erscheinen: Das Kreuz steht hoch auf einem Hügel, eine Meile von der Stadt, die Jünger sind entflohen um Mittag, die Stätte ist leer, nur Maria steht dabei und klagt.

Trotzdem aber ist er weit entfernt von einer blofsen Erzählung. Vielmehr unterbricht er die Schilderung durch Aus-

* Dieser entschiedene Fortschritt bestätigt somit nicht die Ansicht Böddekers, der G. L. VII u. XI demselben Dichter zuschreiben will.

drücke seines Schmerzes. Er sagt nicht: „Ich sah ihn am Kreuz, ganz blutig, kalt am Körper, seiner Schönheit beraubt", sondern: „Wenn ich ihn so sehe, dann seufze ich, wen kann das mehr schmerzen als mich?" So vertieft ist er in Betrachtung des Bildes seiner Phantasie, dafs er seine Reflexion unterbricht, die Satzkonstruktion vergifst und Jesus selbst anredet. — Dieses Versunkensein in das vor seiner Seele stehende Gemälde zeichnet nicht ihn allein aus, auch der Dichter von G. L. VII kennt es. Vgl. das. V. 15—17. — Wie tief seine Empfindung ist, zeigt der Ingrimm gegen Christi Jünger, die

aren afered,
ant clyngeþ so þe clay; (V. 16 u. 17),

gegen Christi Feinde, die seine Qualen so bitter machten:

þe nayles beþ to stronge,
þe smyþes are to sleye,
þou bledest al to longe,
þe tre is al to heyȝe. (V. 31—34.)

Rührend ist seine Klage um den verlassenen Heiland:

Alas, Jesu, þe suete!
for nou frend hast þou non,
bote seint Johan mournynde,
ant Marie wepynde
for pyne þat þe ys on. (V. 36—40.)

Tief ergreifend ist seine Mahnung, nicht beim Kreuze zu schwören, an welchem er so litt. (Vgl. V. 55—58.)

Die Reflexion ist unmittelbar durch die Anschauung hervorgerufen; die lebhafte Darstellung und innige Sprache zeigen, wie tief der Dichter von seinem Gegenstande ergriffen ist. Tiefer in ihn und alle seine kleineren Züge eindringen, ihn besser mit seinem Geiste ganz umfassen, konnte auch der beste aller weltlichen Lyriker nicht. Dieser Auffassung mufs auch der Ausdruck entsprechen. Er ist unmittelbar und ungezwungen, aber warm und ergreifend, er reifst die Herzen der Leser mit fort in den Gedankenkreis, den er bezeichnet. Und das haben wir als eine der Haupteigenschaften der weltlichen Dichtung erkannt. In solchem Liede sind weltliche und geistliche Elemente innig gemischt in Inhalt und Wiedergabe der Gedanken.

Klagen über ein übel angewendetes Leben bildeten, wie wir sahen, den Inhalt vieler geistlichen Lieder infolge der durch das Poema morale angeregten Geistesrichtung.

Auch hierfür bietet uns Böddeker ein Beispiel in G. L. III. Ein alter Mann klagt in diesem Liede, einem Gebete an Christus, oder Gott — wer gemeint ist, geht nicht aus der Anrede hervor — nach einem Leben voll Genufs über seine Gebrechlichkeit im Alter. Schon der Anfang zeigt uns, wie bedeutend die Lebensanschauung hier von der der früheren Dichter abweicht:

Heȝe louerd, þou here my bone,
þou madest middelert ant mone,
ant mon of murþes munne. (V. 1—3.)

Der Ausdruck „murþes munne“ kann nur bezeichnen „sich nach den Freuden sehnen“, das heifst die Freude aufsuchen, sie geniefsen. Der Klagende ist somit frei von Weltfluchtsgedanken und denkt nicht an Entsagung. Wenn er dann seine Fehler bekennt und sie in seiner elenden Lage nun bereut (vgl. V. 13 u. 14), so fliefst diese Stimmung nur aus dem Gefühl, inmitten irdischer Genüsse sich zu sehr gehen gelassen zu haben, aus der Erinnerung, dafs die Weltfreuden nicht das einzige seien, was hier zu erstreben ist, er bereut nur das Übermafs im Genufs, welches seine Kräfte vorzeitig erschöpfte Einst stand er hoch in der Gesellschaft, er war kühn, flink wie das Reh, stramm safs er zu Rofs und prangte in prächtigen Kleidern. Nun hat ihn die Gicht daniedergeworfen, seine früheren Genossen haben ihn verlassen, ein Stab nur ist jetzt seine Stütze. Von seiner körperlichen Behendigkeit ist nichts mehr geblieben, keinen Finger kann er jetzt mehr krümmen. Das alles aber sagt er uns nicht im Ton der Reue darüber, dafs er an solchen Dingen einst Freude empfunden hat, sondern mit schmerzlichem Bedauern, dafs die Tage der Lust nun für ihn vorbei sind. Das liegt in seinen eigenen Worten; vgl. V. 35—37. Ingrimmig auf seine einstigen Gefährten, welche ihn nun verlassen haben und doch einst Speise und Kleidung von ihm empfingen, und auf sich selbst, verzweifelt er fast an der Möglichkeit längeren Daseins. Diese Klagen erinnern uns an die wehmütigen Gefühle, welche die altenglischen Gedichte „Wanderer“, „Ruine“ durchziehen. Auch dort ist es die Er-

innerung an das einstige frohe Leben, welche den Dichter traurig stimmt, und die Worte des Wanderers:

Wohin kam das Rofs? Wohin der Mann? Wohin der Kleinodspender?
Wohin kamen die Sitze der Gelage? Wo sind die Saaljubel?
Ach blinkender Becher! Ach Brünnekämpfer!*

entsprechen den Klagen unseres Dichters. Der alte germanische Sinn für Kampf und Bethätigung der Körperkraft, für Jubel mit trauten Genossen mischt sich hier innig mit dem christlichen Gedanken an das Ende des Erdenlebens.

So durchhaucht ein weltlicher Geist das ganze Gedicht. Dafs es ein geistliches ist und sich von dem Tone einer weltlichen Elegie entfernt, das ist erst in den letzten Strophen begründet. Dort zählt er in allegorischer Form seine einzelnen Sünden auf — ein echter Zug geistlicher Dichtung. Strafe zu verdienen ist der Dichter sich bewufst, aber sie ist schwer zu tragen, schmerzlich bittet er Gott, dem sein Leben angehört, ihn von solchem Elende zu erlösen. Dieser Zustand ist ihm unerträglich, er wird immer machtloser, denn:

Alse ys hirmon halt in hous,
ase heueþ hount in halle. (V. 84 u. 85.)

Aber trotzdem sehnt er den Tod noch nicht herbei, er ist noch zu sehr Mensch und hängt noch zu sehr an der Welt. Ehe er ganz vergeht, bittet er Christus, sein Leben noch zu verlängern; vgl. V. 93 u. 94. Christi Hilfe ist seine einzige Rettung, denn sonst welkt er dahin, wie die Blume, die sich selbst überlassen ist.

Der Stoff zu dem Gedichte ist derselbe wie bei den echt geistlichen Behandlungen ähnlicher Gegenstände im Miscellany, geistlich ist auch die Tendenz: Hingabe an Christus als einzigen Retter. Weltlich aber ist die Lebensauffassung, weltlich sind die mannigfachen Beziehungen auf Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, weltlich auch der Ausdruck an vielen Stellen; in V. 84 und 85 ist sogar ein Ausspruch benutzt, der einen sprichwörtlichen Klang hat; überall aber nähert sich die Diktion der Unmittelbarkeit der weltlichen Dichtungen bei gleicher Innigkeit und Tiefe der Empfindung.

* Grein, Dichtungen der Angelsachsen. Bd. II, S. 254, V. 92—94.

Vielleicht vermuten wir nicht mit Unrecht in dem Dichter einen jener Laien, denen die Gabe dichterischer Befähigung verliehen war.

Wir haben nun schon auf verschiedenen Gebieten den Einfluſs weltlicher Dichtung auf die geistliche Lyrik kennen gelernt, und es bleiben noch die Gedichte zu untersuchen übrig, bei denen die Betrachtung der Natur die Stimmung des Dichters hervorruft. Nirgend zeigt sich der Zusammenhang der geistlichen und weltlichen Lyrik deutlicher als hier, ja so verquickt mit weltlichen Elementen sind manche Lieder, daſs man nach dem Anfange oft nicht entscheiden kann, ob man ein Produkt geistlicher oder weltlicher Natur vor sich hat. Wenn man die Einleitung zu G. L. VII liest (V. 1—4), glaubt man kaum, daſs solchem Anfange ein Lied über Christi Leiden folgen könne, man erwartet ein Liebeslied und erinnert sich unwillkürlich an die ersten Verse von W. L. XII, V. 1—3.

Beide sind Aussprüche über die Macht des Frühlings in rein weltlichem Sinne, die noch heute anmutig ein Frühlingslied einleiten können. Wer denkt dabei nicht an das Heinesche Lied: „Im wunderschönen Monat Mai“ etc. Es kommt nur auf die Grundstimmung an, ob die weiteren Verse dem Preise der Geliebten oder dem Lobe Christi gewidmet sind, und so wird das erste Lied ein geistliches, das zuletzt citierte ein weltliches. Ebenso durchdrungen wie der Dichter von W. L. XII von der Liebe zur Geliebten ist der von G. L. VII von inniger Zuneigung und Hingabe an seinen *lemmon*, dem all sein Denken gilt. Wie dasselbe Lied uns schon oben durch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks und die Anschaulichkeit der Darstellung zeigte, wie sehr weltliche Elemente es durchsetzen, so wird dieser Eindruck noch verstärkt, wenn wir hier die sanfte, milde und innige Stimmung des Dichters beim Anblick der erwachenden Natur entstehen und auch in uns wach werden sehen. Anschauung und Reflexion sind innig miteinander verknüpft.

Eins nur ist für unsere Auffassung noch unerklärt, nämlich, warum das Lied sich an Christus wendet statt an Gott, den Schöpfer der schönen Natur, deren Anblick sein Liebessehnen hervorrief. Wir müssen uns aber daran erinnern, daſs bekanntermaſsen Christus und Maria im ganzen Mittelalter nicht

nur Gott gleich, sondern fast höher als er gestellt wurden, so dafs die christliche Lyrik sich mit diesem fast gar nicht beschäftigt. Freilich stehen Christus und Maria auch der Welt anders gegenüber, sie haben nähere Beziehung zur Menschheit, jener durch seine Erdenlaufbahn und den Opfertod, diese als Mutter des Erlösers, und aufserdem darf der grofse Einfluſs der Idee der geistlichen Minne nicht übersehen werden: Christus war der Geliebte der nach ewiger Seligkeit ringenden Seele. Vgl. G. L. VII, 31—33.

So wie hier eine Frühlingslandschaft anregend wirkt, so geht in G. L. XII ein ähnlicher Einfluſs von einem Herbstbilde aus: Das Welken von Rose und Lilie mit allem ihrem Dufte erinnert den Dichter an das Welken der Blumen unter den Menschen, der Frauen; keine, selbst eine Königin nicht, kann sich dem Tode entziehen. In diesem Liede sehen wir auch, wie der Dichter sich mitten in der Natur bewegt, denn, wie er uns selbst erzählt, befindet er sich eines Morgens auf einer Jagdstreiferei bei Peterborough. Er sieht die Natur somit unmittelbar in ihrem nun, im Herbst, absterbenden Leben. Das kann ihn nur wehmütig stimmen, ihm Gedanken an sein eigenes dereinstiges Absterben einflöfsen. Und damit hängt zusammen der Gedanke an seine Sünden, seine Strafe, und an Christi Gnade am Tage des Gerichtes, die er durch die Fürsprache der Maria zu gewinnen hofft; an sie richtet er nun sein Gebet, vielleicht auch gerade an sie als die einzige, die sofort nach dem Tode gen Himmel fuhr, im Gegensatz zu den sterblichen Frauen, deren er am Eingange des Liedes gedenkt.

Diese ganze Gedankenreihe geht von der Naturbetrachtung aus, die Anschauung weckt die dichterische Stimmung. Diese ist nicht immer vorhanden, sie wird nur momentan erregt.

Darin wirkt unverkennbar weltlicher Einfluſs, wenn ein solcher sich auch im weiteren Verlaufe des Liedes kaum bemerken läfst, wenigstens nicht deutlich hervortritt. Dagegen aber finden sich manche Anklänge an den alten Ton.

Wenn schon der Herbst so trübe Stimmung erregen kann, wie viel mehr mufs es erst der Winter thun. Und so sehen wir in G. L. VI ein Winterlied, ein Stimmungsbild von geradezu düsterer Natur.

„*Winter wakeneþ al my care*“ beginnt der Dichter. Die Trostlosigkeit und Öde der Natur trübt alle Gedanken, mahnt an die Öde und Traurigkeit alles Lebens; alles vergeht (vgl. V. 6—9), Gott allein bleibt beständig, wie er ist und war. Von neuem giebt der Dichter dem Schmerz über das Absterben der Natur Ausdruck, gedenkt mehrmals der eigenen Gebrechlichkeit, und nun wendet er sich flehend an den, von dem alles Heil kommt, an Christus.

Mit ergreifenden Worten, aber in ganz schlichter Weise vermittelt die Sprache die Gedanken, die sich ohne Mittelglied einer Überlegung sofort und unmittelbar bei der Anschauung einstellen. Alles das haben wir als Kennzeichen weltlicher Poesie erkannt.

Ganz anderer Art als die bisher besprochenen Lieder ist G. L. IX, ein Gespräch der Maria mit ihrem gekreuzigten Sohne.* Wenn auch von solcher Anschaulichkeit, wie sie uns aus anderen Liedern bekannt ist, hier nicht die Rede sein kann, so ist es doch dem Dichter gelungen, uns die Situation ergreifend vorzuführen. Warme Empfindung durchhaucht Marias Reden, die in tiefem Mutterschmerz die Leiden des Sohnes mitfühlt, rührend sind ihre Entgegnungen auf seine Mahnungen, ihren Schmerz zu mildern durch Hinweis auf den Wert seines Todes. „Was kann mich trösten,“ sagt sie, „wenn ich deine Schmerzen sehe?“ Ihr Schmerz ist der einer jeden Mutter, die ihr Kind leiden sieht, ohne helfen zu können.

Einen in sich abgeschlossenen Stoff behandelt auch die Darstellung der fünf Freuden der Maria. Der Fortschritt dieses Liedes, G. L. XIV, gegen das im Miscellany enthaltene Gedicht gleichen Inhalts liegt in der Einleitung. Auch sie geht von der Natur aus. Der Dichter gedenkt auf einem Spaziergange der heiligen Jungfrau. Der Übergang zum Thema ist ziemlich unvermittelt, ja die Einleitung macht fast den Eindruck, als sei sie überhaupt nur da, um die näheren Umstände zu bezeichnen. Die Stimmung erklärt sich hier nicht so deutlich aus der Anschauung. Trotzdem aber zeigt der Eingang, der ein

* Böddekers Annahme einer Anlehnung an „Stabat mater“ ist unerwiesen. Die beiden Lieder stehen nur insofern in einem Zusammenhange, als der Stoff bei beiden derselbe ist.

weltliches Gepräge trägt, dafs der Dichter sich weltlichem Einflufs nicht entzieht. Dieser scheint auch in der übrigen Darstellung gewirkt zu haben, wenigstens unterscheidet sich die klare und einfache Behandlung des Themas vorteilhaft von derjenigen der „Five ioies“ im Miscellany, wo der Dichter vor Lobpreisungen der Maria den eigentlichen Kernpunkt dessen, was sein Motiv bildet, gar nicht erreicht. Wie verbreitet übrigens dieser Stoff im Mittelalter war, zeigen auch zwei lateinische Bearbeitungen desselben bei Wackernagel,* die allerdings nicht nur fünf, sondern sogar sieben Freuden Marias kennen. Interessant für uns sind sie, weil sie unseren englischen Versionen entsprechen, indem Nr. 241: De septem gaudiis beatæ virginis Mariæ in terra, unserem G. L. XIV, das andere 242: De septem gaudiis beatæ virginis Mariæ in cœlo, dem Liede des Miscellany dem Inhalte und der Ausführung nach sich zur Seite stellen läfst.

Rein äufserlich ist die Beziehung zur weltlichen Poesie in G. L. XVII. Die Einleitung, V. 1—6, ist dem Charakter eines geistlichen Liedes fern, und offenbar, wie Böddeker annimmt, einem Spielmannsliede entnommen. Freilich ist auch noch zu beachten, dafs wir hier wieder eine Dichtung vor uns haben, die auf der Grenze der Lyrik und der Didaktik steht. Jedenfalls aber zeigt der Umstand, dafs man ungescheut rein weltliche Formen auf geistliche Gebiete übertrug, was auf eine enge Beziehung beider Dichtungsarten oder wenigstens auf ein Nichtvorhandensein einer unüberbrückten Kluft zwischen beiden schliefsen läfst.

Ist diese Beeinflussung der geistlichen Poesie durch weltliche Elemente allein in England vorgegangen, oder findet sich Ähnliches auch in anderen Litteraturen?

Die lateinische Kirchenpoesie hatte zur profanen Dichtung so gut wie gar keine Beziehungen. Auch in Deutschland scheint jede Dichtungsgattung ihren streng gesonderten eigenen Weg gegangen zu sein, wenigstens weist die Wackernagelsche Sammlung deutscher Kirchenlieder aus der ältesten Zeit bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein kein Beispiel eines Liedes auf, woraus

* Das deutsche Kirchenlied, Nr. 241 u. 242.

die Wirkung weltlicher Elemente in geistlicher Dichtung erschlossen werden könnte.

Aber auch in Frankreich ist eine solche wohl nur Ausnahme, trotzdem man bei dem Wechselverkehr der französischen und englischen fahrenden Schüler doch vermuten sollte, sie auch hier zu treffen. In den von mir benutzten Sammlungen altfranzösischer Lieder* findet sich nur eins,** welches den englischen an die Seite zu stellen ist. Es beginnt:

Quant froidure trait afin
contre la saison desteit,
ke florissent cil iardin,
et renuerdissent cil prei;
oxillon, ki ont estei
por la froidure tapin,
si renuoixent amatin
espris de ioliuetei.
lors seux rauis a mon grei
en un desir de cuer fin.
de remireir la clairteit
ki iert et serait sens fin.

Tuit li desir enterin
sont en cel riche regnei. etc.

Dieses Reich ist das Himmelreich, dessen Herrlichkeit dann noch weiter geschildert wird. Eine Überleitung der Gedanken vom Naturleben zum jenseitigen findet somit auch hier statt, aber sie steht weit unter der der englischen Lieder an Innigkeit der Verknüpfung. Der Übergang bleibt hier immer ziemlich unmotiviert. Der Gedankengang der englischen Dichter liegt jedesmal klar vor uns: Der Frühling erweckt ein freudiges Sehnen im Herzen, eine weiche Stimmung, die zu Christus hinleitet; der Herbst erinnert uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen, so auch an unsere eigene; derjenige, welcher dieser Vergänglichkeit die Schrecken abnimmt, ist Christus; der Winter endlich stellt uns die Öde der Natur dar, wenn ihr Leben zugleich mit seiner Grundbedingung, dem erwärmenden Hauche

* Wackernagel, Altfrz. Lieder und Leiche, Basel 1846. Mätzner, Altfrz. Lieder, Berlin 1853. Bartsch, Altfrz. Romanzen u. Pastourellen, Leipzig 1870. Die Berner Liederhdschr. 389, Herrigs Archiv Bd. XLI u. XLII. Altfrz. Lieder ed. Schirmer in Herrigs Archiv Bd. XLI.

** Nr. XL bei Wackernagel, Altfrz. Lieder u. Leiche.

der Sonne, verschwunden ist. In einem ähnlichen Zustand der Öde befinden auch wir uns, wenn der Quell unseres Lebens, die Liebe zu Christus fehlt. Der französische Dichter geht unmittelbar vom Frühlingsleben ohne Zwischenglied auf das Himmelreich über, ohne uns ahnen zu lassen, wie er dazu kommt. Man sieht auch die Notwendigkeit dieser Gedankenverbindung nicht ein, da man an die Herrlichkeit des himmlischen Reiches zwar wohl im Frühling, zur Zeit der gröfsten Pracht des irdischen Reiches, auch erinnert werden kann, aber ebenso im Herbst und Winter, wo jenseitige Herrlichkeit und irdische Vergänglichkeit sich gegenüberstehen, wo der Gedanke an das eine nach dem Gesetz des Kontrastes den Gedanken an das andere hervorruft. Ja dieses mufs schon gewirkt haben, denn nur die höhere Stufe der Pracht des zukünftigen Reiches konnte den Dichter von dem weniger vollkommenen irdischen Reich ablenken. Das aber spricht nicht für eine besonders innige Auffassung der Natur. Er reflektiert schon beim Anblick derselben über ihren Wert, er ist also nicht mehr unmittelbar ihrer zauberischen Wirkung ausgesetzt. Seine religiöse Stimmung wiegt von Anfang an vor, und er tritt schon mit dem Bewufstsein ihrer Minderwertigkeit im Vergleich zum Himmelreich an sie heran.

Das ist bei dem englischen Dichter nicht der Fall, dieser steht als Teil eines Ganzen im Naturleben, er fühlt sich dazu gehörig. Die Unterscheidung beider Auffassungsweisen liegt in dem verschiedenen Verhältnis der englischen und französischen Lyrik zur Natur, worüber die Betrachtung der weltlichen Lyrik uns weitere Aufschlüsse geben soll.

* * *

Fassen wir nun zusammen, was sich bis jetzt aus unserer Untersuchung ergeben hat. Wir haben gesehen, dafs die geistliche Lyrik inhaltlich dieselbe geblieben ist durch ihre ganze Entwickelung hindurch. Die Erkenntnis, dafs alles Irdische vergänglich sei, dafs der Mensch trotz aller irdischen Macht sich diesem Schicksal nicht entziehen kann, dafs Jesus und mit ihm Maria die alleinigen Helfer sind, denen wir uns daher ganz

ergeben müssen, das sind Anschauungen, die sich fest erhalten haben, und das ist auch natürlich, denn es sind christliche Lehren.

Verschwunden, wenigstens in der grofsen Mehrzahl geistlicher Lieder, ist jene nichtssagende mystische Versenkung ins Jenseits, jene Schwärmerei, die bei aller Gehobenheit der Stimmung doch nur immer dasselbe sagt in schwülstiger, althergebrachter, ganz und gar nicht individueller Form. Geschwunden ist auch jener Geist der finsteren Ascese, der aller Weltfreude flucht. Dafür aber hat die geistliche Lyrik gewonnen, was reichen Ersatz bieten konnte. Sie hat von der weltlichen Poesie gelernt, die Natur in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen, oder genauer ausgedrückt, sie hat einen ihr anfangs eigentümlichen Charakterzug, den sie dann aufgab, durch die weltliche Lyrik wiedergewonnen. Denn, wie die Betrachtung der ältesten Kirchenpoesie lehrte, war dieser ein Eingehen auf die umgebende Natur wohlbekannt und wurde in ihr dichterisch verwendet. Aber es ist diese ursprüngliche Eigenschaft bedeutend modifiziert worden. Die alten Kirchenlieder standen über der Natur, daher sie dieselbe auch nur als etwas Allgemeines auffafsten, ohne sich als Individuum in eine nähere Beziehung dazu zu bringen. Jetzt aber steht der geistliche Lyriker mit seinem Fühlen und Denken mitten in der Natur. Früher war Naturbetrachtung nur etwas Nebensächliches, Zufälliges, ein Morgenlied konnte nicht gut beginnen ohne eine Erwähnung des Erwachens des Lebens in der Natur, bei einem Gebet um Hilfe gegen die wütenden Elemente lag es sehr nahe, die Wirkungen derselben darzustellen. Deshalb aber war der Dichter nicht von der Natur selbst zu seinem Gedichte angeregt, seine Stimmung war von vornherein eine religiöse. Jetzt weckte das umgebende Leben die Reflexion über das eigene Dasein; die geistliche Stimmung, aus welcher das Lied flofs, wurde erst dadurch hervorgerufen, dafs die mannigfachen Analogien des geistigen und des Naturlebens die Gedanken von dem einen auf das andere überleiteten. Die Reflexion schlofs sich nun mehr oder weniger eng an das angeschaute, zuerst noch äufserliche, natürliche, dann an das innere, geistige Bild an. Unmittelbarkeit des Ausdrucks war die notwendige Folge dieses Fortschrittes, denn geschraubte

Worte entsprechen nicht einfachen Gedanken. Durch das Eingehen auf die Natur lernte auch der geistliche Dichter ihre Freuden kennen, verstehen und an ihnen teilnehmen, woraus wieder eine neue Lebensauffassung resultierte.

Alle diese Züge in inniger Verschmelzung, so dafs man die fremden, neu eintretenden Bestandteile nicht mehr herauserkennen kann, geben der geistlichen mittelenglischen Lyrik einen ganz anderen Inhalt und drücken auch ihrer Form ein neues, zum Vorteil verändertes Gepräge auf. Durchaus harmonisch wirkt sie auf jedermann, sie setzt keine besondere Stimmung voraus, wie es ehedem der Fall war. Ihr Gedankenkreis entspricht dem des ruhig denkenden Menschen. Die Tendenz der neuen Richtung ist: ein Streben nach möglichster Vollkommenheit und Erreichung des Heils bei verständiger Abwechselung von Ernst und Freude, denn auch dieser gebührt ein Recht, da sie den Weg ausschmückt, der zum Höchsten führt.

* *
*

Das war die Gestalt der mittelenglischen geistlichen Lyrik zur Zeit der stärksten Beeinflussung durch die weltliche. Wir müssen nun noch einen Blick auf die Folgezeit werfen und zusehen, wie sich da ihr Verhältnis zur weltlichen Poesie gestaltete. Wenn wir die Gedichte, welche in den verschiedenen Publikationen der Early English Text Society, namentlich aus den Jahren 1867 und 1870, enthalten sind, sowie die in Reliquiæ antiquæ und von Böddeker im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur, Bd. 14 u. 15 veröffentlichten lyrischen Produktionen, welche uns die geistliche Lyrik Englands etwa bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts darstellen, betrachten, so können wir im allgemeinen behaupten, der Einflufs weltlicher Dichtung dauere nur so lange, als die Dichter beider Gattungen in regem Wechselverkehr standen, wenigstens ist er in dieser Zeit am deutlichsten erkennbar und am häufigsten. Ganz ohne alle Nachwirkung konnte er indes nicht bleiben, und so treffen wir auch in den genannten Sammlungen Lieder, die gegenüber der ermüdenden Monotonie der Gebete und Lobpreisungen wahr-

haft erfrischend auf den Leser wirken, freilich nicht in so grofser Anzahl als bei Böddeker.

So zeichnet sich eine Darstellung von Christi Leiden* aus durch warme Empfindung; Einfachheit in Gedanke und Ausdruck bilden Vorzüge eines Liedes: „I wite my silf myn owne woo.“** Auch sonst noch treten uns diese Vorzüge vereinzelt entgegen, verbunden mit Individualität der Gedanken; mancherlei Bilder schmücken die Diktion. Lebhaft erinnern an Gedichte der Böddekerschen Sammlung solche Lieder, die durch eine Einleitung uns die näheren Umstände mitteilen; aber auch hier ist eine Veränderung eingetreten. Wenn der Dichter von „This world is but a vanyte“*** singt:

As y gan wandre in my walkinge
Bisides an holt vndir an hille
Y say an oolde man sitte wepinge;

und wenn das Lied: „Merci passiþ Riȝtwisnes“† beginnt:

Bi a forest as y gan walke
Wiþout a paleys in a leye
I herde two men togidre talke;
I þouȝte to wide what þei wolde seie,

so ist damit nur eine rein äufserliche Anknüpfung an die weltlichen Verhältnisse gegeben. Nicht diese oder die Natur erregen die Stimmung des Dichters, sondern diese ist schon vorhanden, sie ist selbständig, und er scheint nur zu referieren. Diese Art von Einleitung ist dieselbe wie die der altfranzösischen Pastourellen:

Lautrier me cheualchoie
toute ma senturelle
trovai en mei ma voie etc.

In beiden Fällen ist der Zweck der Einleitung rein äufserlich. Auch eine so anschauliche Schilderung eines Jagdrittes, wie sie „Revertere“†† uns zeigt, steht in keinem Zusammenhange mit dem Inhalte des Liedes, dem sie als Einleitung dient, denn das Auffinden des Wortes „Revertere“ auf einem Blatte ist rein zufällig,

* Early English Text Society 1867. Hymns to the Virgin and Christ S. 28, V. 201 ff.
** ib. S. 35.
*** ib. S. 81, V. 1–3.
† ib. S. 95.
†† ib. S. 91.

und nur dieses giebt den Anstofs zu den weiteren Betrachtungen, nicht die umgebende Natur. Dagegen stehen auf ziemlich hoher Stufe lyrischer Vollkommenheit die Lieder: „Who cannot wepe, com lerne of me“* und „Dispute betwen Mary and þe cross“.** Das erste stellt uns Maria am Fufse des Kreuzes dar, weinend um ihren Sohn. In ergreifenden Worten schildert es uns ihren Schmerz, tiefes und warmes Mitgefühl spricht sich aus in den Hinweisen darauf, dafs „Christus, unser Vater und unser Bruder zugleich, für uns den bittersten Tod erduldete. Wer sollte da ungerührt bleiben? Wer könnte uns den Schmerz besser ausdrücken lernen als Maria, die Mutter des liebevollen Heilands?“

Noch ausgeprägter weltliche Elemente zeigt das zweite Lied. Die Art, wie Maria dem Kreuz vorwirft, Christi Leiden verschuldet zu haben, indem es ihn im Gegensatz zu ihrer mütterlichen Sorgfalt als Stiefmutter quäle, lieblos ihm Schmerzen bereite, und nackt ihn Wind und Wetter aussetze, zeugt von grofser Lebhaftigkeit der Phantasie, von sehr entwickelter Darstellungsgabe des Dichters. Bild reiht sich an Bild, wir sehen selbst im Geist alles, was uns in Worten dargestellt wird. Ebenso poetisch ist die Antwort des Kreuzes, worin es sich gegen die Vorwürfe verteidigt. „Es sei der Stab des Hirten Christus, durch die Thätigkeit des Kreuzes erst habe Christus sein Werk vollendet, aber dazu sei es ohne Willen bestimmt, denn nicht das Kreuz habe das Wetter gesandt, das die daran hängende Frucht reifen machte; wie die Presse nur ein Mittel ist, um Wein zu gewinnen, so habe auch das Kreuz nur diesem Zwecke gedient, als Christus an ihm blutete und mit diesem seinem Blute der Menschheit den Lebenstrank gab.“***

Hier sehen wir also alle Vorzüge der geistlichen Poesie noch einmal vereinigt. Sonst aber ging sie wieder ihre eigenen, von denen der weltlichen Lyrik nicht mehr berührten oder ge-

* A. a. O. S. 126.

** Legends of the holy Rood. E. E. T. S. 1871, S. 130 ff.

*** Der Vergleich Christi mit einer Frucht ist übrigens schon sehr alt. Venantius Fortunatus benutzt ihn in seinem Liede De cruce Domini (Wackernagel, Das d. Kirchenlied, Nr. 77):

Appensa est vitis inter dua brachia, de qua
dulcia sanguineo vina rubore defluunt.

kreuzten Wege, seitdem die fahrenden Kleriker aufgehört hatten, ihre Hauptpfleger zu sein. Und diese Änderung in den Personen der Verfasser drückte der ganzen folgenden geistlichen Lyrik einen entsprechenden Charakter auf. Ein Geistlicher, der im Liede die Gedanken seiner Seele enthüllte, ein gebildeter Laie, der zu seiner Erbauung sich mit geistlicher Dichtung befafste, und endlich ein fahrender Schüler mit lebhaftem Sinn und leicht erregbarem Gefühl, der dem Drange der jugendlichen Herzen folgend seiner Verehrung Christi oder Marias Ausdruck verlieh, mufsten ganz verschiedene Dichtungen hervorbringen. Wenn nun die Thätigkeit der letzteren aufhörte, so darf es kaum Wunder nehmen, wenn die geistliche Lyrik die Charakterzüge verlor, welche sie ihr aufgedrückt hatten: die Lebendigkeit und Frische des Ausdruckes, die vielfachen Beziehungen auf das Leben und vor allem auf die Natur, worin gerade das Hauptmerkmal der specifisch englischen Dichtung beruhte. Die geistliche Lyrik trat wieder mehr und mehr in den Zustand ein, wo sie eigentlich nichts ausdrückte als die herrschende kirchliche Richtung. Dieselben Gedanken wie in den anderen Litteraturen bilden den Gegenstand auch ihrer Produkte. So wie sie fortwährend die Jungfräulichkeit der Maria hervorhebt, so wiederholt ein französisches Marienlied* auch sehr oft:

Doulce dame de noble atour,
qui portas nostre creatour,

und Tu es celle de qui volt naistre
nostre creatour, nostre maistre,
nostre pere, nostre seigneur.

Und so wie der englische Dichter Jesus zum *lefmon* hat, so sagt auch der französische: *Je suis a vous comme amant a sa mie.* Zugleich damit schwand auch der individuelle Charakter ihrer Dichtungen, der Inhalt hört auf, eine nur den einzelnen betreffende Klage oder ein Gebet des einzelnen zu sein. An deren Stelle treten allgemeine Betrachtungen über das Leben im Anschlufs an biblische Sprüche, oft verbunden mit biblischen Citaten. So behandeln mehrere Lieder** die Schäden der Zeit. Nr. XXIX schliefst aus der Verderbtheit der Menschen auf

* Suchier, Mariengebete, Halle 1877.
** Jahrbuch, Bd. XIV, Nr. XX, XXVIII–XXXI.

das Herannahen des Gerichtes. Ein anderes Lied* behandelt in längerer Ausführung den biblischen Ausspruch, dafs der Mensch sei wie das Gras, das heute blüht und morgen verdorrt ist. Er verwendet dazu den Vergleich des Lebens mit den vier Jahreszeiten. Ein Kampflied, Nr. XXX, mahnt zum Streite gegen die Macht des Satans, Christus sei der beste Führer in diesem Kampfe. Auch einfache Darstellungen von Thatsachen der biblischen Geschichte kommen öfters vor, teils schlicht und ohne allen Schmuck, wie die Erzählung der Menschenschöpfung und des Sündenfalls in XXIII, teils schwungvoll wie XXXII, welches die Darstellung von Christi Geburt beginnt mit dem Jubelruf:

The golden tyme ys nowe at hande,
The daye of joye from heaven doth springe;
Salvacyone over-flowes the lande,
Wherefore all faithfull thus may singe:
Glorye be to god most hie,
And peace on the earth continuallye,
And vnto men rejoysinge.

Auch das jüngste Gericht ist natürlich Gegenstand poetischer Behandlung geworden. — Von tiefer und wahrer Frömmigkeit durchdrungen ist die Mahnung zum frommen Leben, XXVIII; der Dichter erinnert vom Kerker aus, in den seine Zuversicht auf Christi reine Lehre ihn gebracht, seine Kinder an die Gebote des christlichen Glaubens. In demselben Tone ermahnt XXXVI zur Mildthätigkeit. Auch bei diesen Liedern stehen manche hart an der Grenze des lyrischen Gebiets, teils sind sie mehr erzählender Natur, ballets, wie sie sich selbst nennen, teils nähern sie sich der didaktischen Dichtung.

Zweierlei nun tritt uns in diesen späteren Produkten geistlicher Poesie entgegen. Das eine ist das Eingehen und die Bezugnahme auf die Bibel unmittelbar. Der Ausdruck: *as Scripture plainly dothe us tell* kehrt sehr oft wieder. Dieser Zug ist der älteren Kirchenpoesie, wenigstens in so hervortretender Weise, nicht eigen. Sicherlich ist hierin eine Wirkung der Reformation zu sehen, wenn man die Vermutung Böddekers als erwiesen annimmt, der Dichter John Rogers (XXVIII) sei ein Märtyrer seines Glaubens aus der Zeit der Königin Maria.

* Jahrbuch, Bd. XIV, Nr. XXXV.

Ferner aber ist auch der Umstand bemerkenswert, dafs seit den Zeiten der Beeinflussung durch weltliche Züge sich fast kein Beispiel mehr für jenen finsteren Geist der Weltflucht und Selbstverkleinerung findet, auch die Neigung zu mystischer Kontemplation mit Übergehung aller irdischen Verhältnisse scheint geschwunden, dauernd vorüber, wenn wir von dem einen Fall in XXXIV, einem etwas dunkel und mystisch gehaltenen Lobe der Stadt Zion, absehen. Die Dichter knüpfen unmittelbar ans Leben an, ergründen die Menschennatur mit ihren Schwächen, und weisen auf Mittel hin, sich über sie zu erheben. Der Grund dieser neuen Auffassung mag wohl hauptsächlich in der Fortentwickelung der kirchlichen Lehre liegen, aber ein Mitwirken der weltlichen Poesie und ein Nachwirken der stattgehabten Beeinflussung von aufsen wird sich dabei kaum ableugnen lassen. Freilich erkennt man jetzt den geistlichen Charakter eines geistlichen Liedes auf den ersten Blick, und Beziehungen zum Naturleben haben aufgehört, religiöse Betrachtungen einzuleiten. Wohl aber hat sich die Auffassung erhalten und entwickelt, zu der die weltliche Poesie die Anregung gab, als sie die geistliche Lyrik von den Fesseln und Fehlern der althergebrachten Kirchenpoesie befreite. Sie änderte dauernd ihren Gedankenkreis und zwar nach zwei Richtungen: Einmal verallgemeinert sie ihn, indem in ihn das Leben mit allen seinen Anregungen trat, und nicht mehr allein geistliche Ideen vorherrschten; dann aber machte sich auch eine Einschränkung geltend, indem die mystischen nebelhaften Phantasiegebilde eines schwärmerischen Geistes aus ihm heraustraten und ihm durch Verbindung mit menschlichen und natürlichen Verhältnissen Schranken gezogen wurden.

Unverändert blieb von Anfang aller geistlichen Lyrik durch alle Phasen der Entwickelung hindurch nur eins, was ja zugleich ihre Quelle ist: der Glaube an den dreieinigen Gott und die innige Liebe zu Christus und Maria, von deren Gnade das zukünftige Heil abhängt. Alles andere ist nur ein je nach den Zeitverhältnissen mehr oder weniger verschiedener Ausdruck desselben Grundgedankens.

Lebenslauf.

Ich, Karl Albert Julius Aust, bin geboren am 31. Juli 1858 zu Breslau. Als Sohn des 1873 verstorbenen Particulier Julius Aust, katholischer, und seiner Ehefrau Julie geb. Weigelt, evangelischer Konfession, wurde ich selbst evangelisch getauft. Von Ostern 1864 bis Ostern 1869 besuchte ich eine Elementarschule und trat sodann in die Realschule I. Ordnung „Zum heiligen Geist“ in Breslau ein, die ich Michaelis 1876 mit dem Zeugnis der Reife verliefs. Hierauf studierte ich während zwölf Semester zu Breslau neuere Sprachen und hörte die Vorlesungen der Herren Professoren und Docenten: Bobertag, Dilthey, Dorn, Dove, Gaspary, Gröber, Grützner, Kölbing, Partsch, Reifferscheid, Röpell, Weber und Weinhold. Ein Semester beteiligte ich mich an den Übungen des romanistischen Seminars unter Leitung des Herrn Professor Dr. Gröber; der englischen Abteilung des Seminars unter Leitung des Herrn Professor Dr. Kölbing gehörte ich vier Semester als aufserordentliches und drei Semester als ordentliches Mitglied an. Allen genannten Herren, insbesondere aber Herrn Professor Dr. Kölbing, der mir in liebenswürdigster Weise Rat und Anleitung in meinen Arbeiten gab, sowie den Herren Professoren Dr. Gaspary und Dr. Gröber fühle ich mich zu gröfstem Danke verpflichtet.

Thesen.

1) Böddekers Ansicht, das vierte der in seinem Buche: Die altenglischen Dichtungen des Ms. Harl. 2253, enthaltenen weltlichen Lieder habe ironische Tendenz, ist als unrichtig zu bezeichnen.

2) Die weltlichen Lieder V und X in demselben Buche sind einem Dichter zuzuschreiben. Ebenso gehören die weltlichen Lieder I und III einem Verfasser an.

3) In dem von Wülker, Anglia III, S. 104 ff. herausgegebenen angelsächsischen Leben des heiligen Neot ist das auf S. 105, Zeile 8 von Wülker eingeschobene „and“ wieder zu streichen.